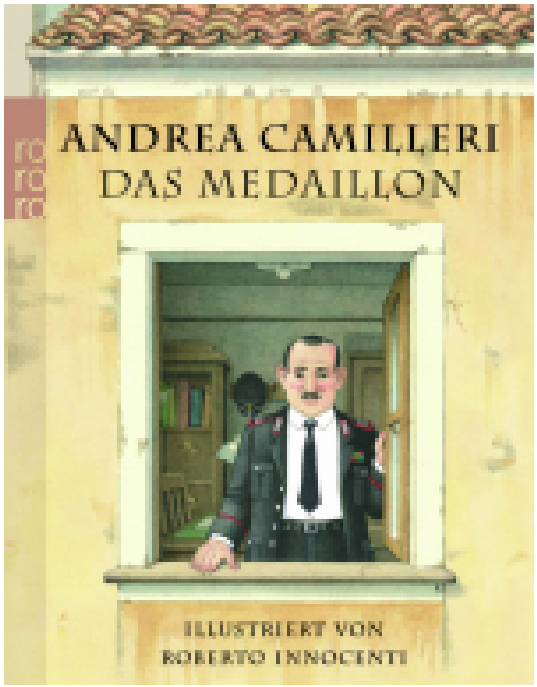
Leseprobe aus:

Andrea Camilleri

Das Medaillon



Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek

Als Maresciallo Antonio Brancato, Kommandant der Carabinieri in der Dienststelle von Belcolle, das Kalenderblatt abriss, wie er es jeden Morgen tat, sobald er sein Büro betrat, sah er, dass es der sechsundzwanzigste Mai war, und das bedeutete, es waren nur noch vier Tage bis zu Giacominas Geburtstag, seiner einzigen Schwester, die in Genua verheiratet und Mutter dreier Kinder war. Er musste sich auf der Stelle darum kümmern, ehe er es wieder vergaß.

Er verließ das Büro und informierte den Wachposten, dass er in einer halben Stunde zurück sei.

Bei Cosimo, dem Tabakwarenhändler, suchte er eine von fünf angegilbten Postkarten aus, die Belcolle aus unterschiedlichen Blickwinkeln zeigten. Betrachtete man das Dorf von oben, wie der Fotograf es getan hatte, wirkte es reizvoll, wie geschaffen für einen Sommerurlaub. Die Häuser, keine zweihundert an der Zahl, waren so angeordnet, dass das Dorf aussah wie ein Boot, dessen schmaler,

fein zulaufender Bug auf den fast zweitausend Meter hohen Pizzo Carbonara gerichtet war und dessen flaches, breites Heck zum weit entfernten Meer von Cefalù zeigte – ein Boot, das absurderweise auf einem Berg mit grünen Wäldern und Weiden gestrandet war.

Im Winter allerdings war alles anders. Schnee konnte Häuser, Bäume und Straßen im Handumdrehen unter einer weißen Decke begraben, und ein eisiger Wind blies tagelang erbarmungslos von achtern, von den Bergen der Madonie herüber.

Mit den Häuschen auf der Postkarte endete das Dorf übrigens durchaus nicht, denn es erstreckte sich noch kilometerweit über die Waldränder, Berghänge und Talsenken, wo die wenig bewohnten Behausungen von Tagelöhnern, Schäfern und Holzfällern lagen.

Einmal war Brancato bis zu einer Hütte am Pizzo Stella hinaufgefahren, um jemanden zu verhaften, und er erinnerte sich, dass sein Jeep plötzlich gestreikt hatte, dass er nicht mehr vor und nicht mehr zurück konnte, blockiert von einem Meer aus Schnee. Er hatte seinen Weg zu Fuß fortsetzen müssen, ein langer Marsch bergauf. Ihm war bitterkalt, trotz der körperlichen Anstrengung.

Ein Glück, dass die Menschen im Dorf anständig und friedlich waren, wenn auch vielleicht ein kleines bisschen wortkarg unter-

einander, aber man weiß ja, Bergbewohner reden nicht viel und pflegen mit Fremden keinen vertrauten Umgang. Doch sonderbar: Mit ihm redeten die Belcolleser, und wie! Und er war doch nun wirklich ein Fremder, ganz ohne Frage.

Dieses Vertrauen, auf das er sich im Stillen zu Recht etwas einbildete, hatte er sich sozusagen auf dem Feld verdient. In den fünf Jahren, die er jetzt hier war, war es ihm gelungen, nahezu alles über alle zu erfahren, indem er auch bei Streitigkeiten, Zänkereien und Auseinandersetzungen half, die ihm inoffiziell vorgetragen wurden: «Marescià, vinissi a mettiri 'u bonu – Maresciallo, kommen Sie doch und richten Sie's …» Es richten, ein gutes Wort einlegen, Frieden stiften, Probleme lösen, ausgleichen, dafür sorgen, dass die Waage sich nicht zu sehr nach der einen oder der anderen Seite neigte.

«Das ist genau der Grund, warum man eine Dienststelle der Carabinieri auch Station nennt!», hatte er gesagt, als in seinem Büro wieder einmal ein einziges Kommen und Gehen herrschte, ganz wie auf einem Bahnhof: zehn Leute und mehr, die ihn um Rat fragten, um seine Meinung oder eine Anweisung baten, wie sie sich in einer bestimmten Situation verhalten sollten.

Er schrieb die Postkarte, warf sie in den Briefkasten neben dem Tabakwarenladen ein und ging dann zum Zeitungskiosk. Papuzzo,

der Besitzer, hielt die Tageszeitung der Insel, die der Maresciallo immer kaufte, schon für ihn bereit.

«Zeig mir doch auch mal die anderen Zeitungen!»

Papuzzo sah ihn verwirrt an, denn die Bitte war ungewöhnlich, aber er erwiderte nichts.

In einer der Zeitungen fand der Maresciallo, wonach er gesucht hatte: ein großes Foto von Scalfaro, der tags zuvor zum Staatspräsidenten ernannt worden war.

Zurück in seinem Büro, schnitt der Maresciallo das Foto aus und tauschte es gegen das von Cossiga aus, Scalfaros Vorgänger. Wer wusste schon, wie viel Zeit noch vergehen würde, bis das offizielle Foto bei ihm eintraf, und das alte Bild so lange zu behalten, schien ihm nicht angemessen.

Er mochte es eben, wenn sich die Dinge am rechten Platz befanden.

Als der Maresciallo am nächsten Morgen an der Kirche vorbeikam, bemerkte er einen Leichenwagen und zwei Kränze. Marta Barbaro war mit über siebzig Jahren an einem Herzinfarkt verstorben. Er hatte die Frau nie kennen gelernt, weil sie gemeinsam mit ihrem Mann Francesco, genannt Ciccino, weit draußen in einem der Häuschen wohnte, die im Winter schwer erreichbar und im Sommer wenig besucht waren. Ciccino, der eine große Schafherde besaß und dem es aus diesem Grund nicht schlecht ging, kam fast nie ins Dorf herunter.

Er war ein verschlossener, mürrischer Mann und hatte keine Freunde. Die Tatsache, dass aus seiner Ehe keine Kinder hervorgegangen waren, hatte die unangenehmen Seiten seines Charakters nur verstärkt.

In Belcolle hatte er einen Schwager mit Namen Pietro, der mit Gasparina verheiratet war, Ciccinos vier Jahre jüngerer Schwester, und der der Einzige im ganzen Dorf war, mit dem er ein paar

spärliche Worte wechselte. Das war alles, was der Maresciallo über das Ehepaar wusste.

Trotzdem schien es ihm angebracht, auf dem Platz vor der Kirche das Ende der Trauerfeier abzuwarten, und als der Sarg schließlich in den Leichenwagen gehievt wurde, ging er zu Ciccino hinüber und schüttelte ihm die Hand. Und während er noch bemerkte, dass die Augen des Witwers völlig trocken waren, nahm er auf dessen Gesicht so etwas wie den Ausdruck eines verwundeten Tieres wahr, eine Mischung aus Verständnislosigkeit und tiefem Schmerz, so als ob Ciccino eine Strafe ertragen müsste, die er sich nicht erklären konnte. Obwohl der Maresciallo Uniform trug, hatte Ciccino ihn nicht erkannt und ihm mechanisch die Hand gedrückt, geistesabwesend und in Gedanken versunken.

«Armer Kerl!», murmelte Brancato, als er zur Dienststelle zurückging.

Dieser Tod würde Ciccinos Leben verändern. Man verbringt nicht über vierzig Jahre lang Tag und Nacht mit einem anderen Menschen und kann dann ganz plötzlich allein zu Hause zurückbleiben und so tun, als wäre nichts geschehen.

All seine Gewohnheiten und Bedürfnisse würden sich von Grund auf verändern, und mit der Zeit würde er noch mehr leiden. Gewohnheiten konnten dem Menschen Kraft geben und Trost

T
RIV 271
TABACCHI
VALORI
BOLLATI
7
BARO
ANN 73

spenden; Brancato, der ein Junggeselle war, wusste dies nur zu gut. Hast du vielleicht nicht heiraten wollen, weil du Angst hattest, deine Gewohnheiten aufgeben zu müssen?, fragte er sich gelegentlich, wenn er über sein Leben nachdachte. Und auf diese Frage gab er sich niemals eine Antwort.

Über Marta Barbaros Tod hörte Brancato eine Woche später wieder reden, als er bei Pasqualino, dem Barbier, war.

Alle vierzehn Tage ließ der Maresciallo sich von Pasqualino die Haare nachschneiden: Abgesehen davon, dass er großen Wert auf seine äußere Erscheinung legte – er rasierte sich jeden Morgen nass; wenn er den Bart stehen ließ, fühlte er sich unwohl –, erfuhr man im Salon immer alle möglichen Neuigkeiten. Jeden Tag kamen der Landvermesser Albanese und Professore Lumia in den Laden, beide um die achtzig, um mit Pasqualinos Kunden zu plaudern. Fast immer waren sie unterschiedlicher Meinung.

«Wissen Sie schon das Neueste, Maresciallo?», fing der Landvermesser Albanese an.

«Nein. Was gibt es denn?»

«Zwei Tage nach der Beerdigung von Marta Barbaro haben sich die Schwester des Witwers und ihr Mann auf den Weg zu Ciccino gemacht. Sie wollten wissen, wie es ihm geht.»